

## REZENSIONEN

Maïke Rauchstein: *Fremde Vergangenheit. Zur Orientalistik des Göttinger Gelehrten Johann David Michaelis (1717–1791)*, 276 S., transcript: Bielefeld 2017, 49,99€.

*Rezensiert von Martin Schippan*

Neue Erkenntnisse über den Göttinger Gelehrten Johann David Michaelis (1717–1791), der zu den Impulsgebern der deutschen Orientwissenschaften im 18. Jahrhundert gehörte, scheint der Untertitel der Monographie *Fremde Vergangenheit* liefern zu wollen. Auf 260 Seiten setzt sich die Autorin Maïke Rauchstein sowohl mit den Orient-Vorstellungen dieses Aufklärungstheologen auseinander, der an der Philosophischen Fakultät der *Georgia Augusta* u.a. die hebräische und arabische Sprache und Literatur zur Erläuterung und Kommentierung des Alten Testaments lehrte, als auch mit deren Widerhall. Mit ihrer Studie verfolgt die Autorin das Ziel, die sich ihrer Auffassung nach in der Forschung etablierte „Vorstellung der Fesselung der Frühorientalistik durch theologische Machenschaften“ (S. 12) zu widerlegen. Stattdessen will sie den „Fokus der Untersuchung [...] auf den Wandel der Disziplin von einer exegetisch motivierten in eine betont nicht-theologische richten“ (S. 12). Offen lässt Maïke Rauchstein in ihrer vergleichsweise kurz gefassten Einleitung, von welcher fachwissenschaftlichen Warte aus sie die Orientalistik bei Michaelis untersuchen möchte. Ihre ursprünglich an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock eingereichte Studie enthält sowohl wissenschafts- und kulturgeschichtliche Elemente als auch eine theologische Fragestellung.

Mit sämtlichen geisteswissenschaftlichen Fachgebieten lässt sich Rauchsteins zentrale These, „dass die michaelische Orientalistik ebenso wie ihre Darstellung durch die Geschichtsschreibung die Fremdheit der eigenen Vergangenheit voraussetzt und dabei ein Bemühen um Abgrenzung oder Verstehen provoziert, in dem es nicht recht eigentlich um den Orient geht“ (S. 14), in Einklang bringen. Im Grunde genommen enthält diese Aussage zwei Leitfragen, die sich gesondert diskutieren lassen. Auf der einen Seite fragt die Autorin nach der historischen Konstitution von Michaelis' Konzept der Orientwissenschaften im Zeitalter der Aufklärung. Auf der anderen Seite diskutiert sie dessen „diskursive Verortung“ u.a. in der „postkolonialen“ Debatte die durch Edward Saïds (1935–2003) Buch *Orientalism* ausgelöst wurde, mithilfe der von dem Berliner Kulturhistoriker Hartmut Böhme entwickelten Transformationstheorie, die dieser für den Sonderforschungsbereich 644 „*Transformationen der Antike*“ entwickelte, versucht Rauchstein, das epistemische Feld der Orientwissenschaften abzustecken. Sollte sich dieses vom SFB 644 mit

dem Neologismus „Allelopoiese“ apostrophierte Verfahren zur Analyse historischen Wandels der Antike-Vorstellungen eignen, so ließen sich die Grenzen seiner Anwendbarkeit bei rezeptionsgeschichtlichen und diskursanalytischen Ansätzen diskutieren. Immerhin handelt es sich bei Michaelis' Frühschriften um historische Zeugnisse, die sich nicht nur mit Bezug auf Abhandlungen Saids, sondern vor allem aus dem historischen Kontext der Aufklärungstheologie und dem der Geschichtsphilosophie interpretieren lassen.

Die argumentative Verschränkung von Vergangenheit und Gegenwart äußert sich bereits in dem ersten Kapitel, in dem Rauchstein auf Michaelis' Selbst- und Fremdwahrnehmung eingeht. In der einleitenden Passage skizziert sie die biographischen Stationen des Göttinger Orientalisten, der bei dem Theologen Siegmund Jacob Baumgarten (1706–1757) die ersten Impulse für das Studium der orientalischen Sprachen erhalten und während seiner Reise nach England zusätzliche Anregungen erfahren hatte. Bei seinen Zeitgenossen, vor allem bei seinen Schülern an der *Georgia Augusta*, wurde der Gelehrte Michaelis, so hebt es Rauchstein hervor, als „bedeutende Größe“ (S. 29) angesehen. Im 19. Jahrhundert flachte das Interesse an ihm ab. Ambivalent wurde seine Rolle als Wegbereiter der Orientalwissenschaften einerseits und als Vertreter einer nicht-dogmatischen Bibelexegese andererseits wahrgenommen. Rauchsteins These zufolge, die für ihre weitere Argumentation von Relevanz wird, sei Johann David Michaelis im 20. Jahrhundert – etwa bei dem Religionswissenschaftler Rudolf Smend (1882–1975) – vorwiegend als Begründer der semitischen Sprachwissenschaft sowie als „Orientalist am Rande der Theologie“ (S. 37) gewürdigt worden. Die Zeugnisse über ihn seien, so lautet ihre zusammenfassende Behauptung, „homogener [...] als unter dem Eindruck der Heterogenität zu vermuten ist“ (S. 43). Rauchstein zufolge habe Michaelis' Konflikt mit dem Leipziger Arabisten Johann Jacob Reiske (1716–1774), dem gegenüber er sich in der Universitätslehre hätte durchsetzen können, das einheitliche Bild von ihm in der Rezeptionsgeschichte geprägt.

Im Sinne der Transformationstheorie unterscheidet Rauchstein im zweiten Kapitel jeweils zwischen einem „Aufnahmebereich“ und einem „Referenzbereich“ im 20. Jahrhundert. Betrachtungen dazu stellte sie ihrer „Kontextanalyse“ voran, der sie ein Großkapitel widmet. Inhaltlich hat diese Prämisse, auch wenn sie sich als folgerichtige Konsequenz von Rauchsteins Verständnis einer „Verschränkung von Wirklichkeit und ihrer Repräsentation“ (S. 13) erweist, zur Folge, dass sich die Autorin teilweise von der Ausgangsfrage nach der Orientalistik bei Michaelis entfernt und sich über längere Strecken bei den Debatten im 20. Jahrhundert aufhält. Rauchstein verweist außer auf Said und seine *Orientalism*-These dabei auf den deutschen Orientalwissenschaftler Johann W. Fück (1894–1974), der als zeitweiliger Direktor der Hallenser Bibliothek der *Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* im Umfeld des Nationalsozialismus und später in der DDR tätig war. In ihren Augen habe Fück zu einem „einhellig vernichtenden Urteil über Johann David Michaelis und die deutsche Orientalistik der Aufklärungszeit“ (S. 48) beigetragen, indem er ihn als korruptierten Vertreter der Theologischen Fakultät wahrgenommen hätte, seinen Widersacher Reiske zu einem „deutschen Märtyrer“ (S. 78) stilisierte, der die Ori-

entalistik in ihrer Reinheit verkörpert habe. Spuren eines solchen „Verunreinigungsdiskurs[es]“ (S. 78) lassen sich, laut Rauchstein, bis in die Sekundärliteratur des 20. Jahrhunderts hinein nachweisen. Eine Ausnahme hingegen bilde die Studie *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-orientalischer Imagination im 19. Jahrhundert* von Andrea Polaschegg (Berlin u. a. 2011), die sich gegen anachronistische Auffassungen in der Forschung und um eine wissenschaftshistorische Einordnung der Orientalistik Michaelis‘ bemüht habe.

Nach diesem Streifzug durch die als „Aufnahmebereich“ bezeichnete Rezeptionsgeschichte wendet sich Rauchstein dem historischen Kontext zu, den sie als „Referenzbereich“ bezeichnet. In diesem universitätsgeschichtlichen Abriss widmet sie sich der Etablierung der Orientalistik an den deutschen Universitäten seit dem 16. Jahrhundert. Mit Recht hebt Rauchstein hervor, dass sich diese Disziplin im Heiligen Römisch Reich im Vergleich zu Frankreich, England oder den Niederlanden, die „staatspolitische Interessen im Orient verfolgten“ (S. 84), vergleichsweise spät entwickelt habe. Zur Kontextualisierung von Michaelis‘ Wirken skizziert sie die Einrichtung und Ausbildung von orientalistischen Ordinariaten in einem Querschnitt anhand der Universitäten Leipzig, Jena, Halle und schließlich Göttingen zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert. An diesen Universitäten gehörte das Arabische zusammen mit dem Aramäischen und dem Hebräischen wesentlich zur exegetischen Ausbildung an der Theologischen Fakultät. Rauchstein hebt dabei die Bedeutung von Johann David Michaelis als Herausgeber einer *Arabischen Grammatik* sowie der *Orientalischen und Exegetischen Bibliothek* für die Lehre an der *Georgia Augusta* hervor – und dementiert damit, ohne es zu gewichten, die von ihr bekämpfte These Fücks, derzufolge der als Philosophie-Professor geschätzte Michaelis die Entwicklung einer unabhängigen Orientalistik verhindert habe. Interessant wäre für die „Kontextanalyse“ eine hier fehlende Darstellung der universitätsgeschichtlichen Vorzüge der *Georgia Augusta*, an der es eine weitgehende *licentia academica* gab, sowie der Auseinandersetzungen zwischen lutherischer Orthodoxie und Neologie gewesen, die ja auch zur Entwicklung einer philologischen Exegese innerhalb der Theologischen Fakultät beigetragen haben.

Nach einer kurzen Lebensbeschreibung von Michaelis‘ Gegenspieler Johann Jacob Reiske geht die Autorin mit Akribie anhand von zahlreichen Quellen auf die Auseinandersetzung zwischen den beiden Gelehrten ein, bei der es weniger um die Deutungshoheit über die Orientalistik ging, sondern vielmehr um den Vorwurf Reiskes, Michaelis habe seine wissenschaftliche Karriere sowie die Publikation seiner Übersetzungen verhindert, indem er Rezensionsexemplare unterschlagen und die Bestellung arabischer Druck-Typen aus Großbritannien verhindert hätte. Im Alten Reich, in dem es relativ wenig Spezialisten für die arabische Sprache gegeben habe, seien diese Letzern notwendig gewesen, um die Bücher überhaupt in Druck geben zu können. Unter Berufung auf den Lebensbericht von August Ludwig Schlözer (1735–1809), des Sohnes des berühmten Universalhistorikers, stellt Rauchstein diese Kontroverse als Ergebnis von Missverständnissen und auch von Erinnerungslücken Michaelis‘ und Reiskes heraus. Im Sinne des „Vetorechts der Quellen“ (Koselleck) dementiert die Autorin die u. a. von Fück vertretene Vorstellung, wonach die Orientalistik sich aufgrund der Vorrangstellung der Theologie

nicht habe entfalten können. Die fehlenden Sachmittel einerseits, so lässt sich rückblickend urteilen, und Michaelis' Popularität unter den Studenten andererseits erwiesen sich als Hemmnisse für die Entwicklung von Reiskes säkularem Konzept der Orientwissenschaften, das der Bibelexegetik entgegengesetzt war. In ihrem Zwischenfazit fällt Rauchstein kein Sachurteil über die Bedeutung dieses Konflikts für die weitere Entwicklung der Orientalistik an der *Georgia Augusta*. Stattdessen spiegeln sich ihrer Einschätzung nach „die konkurrierenden Diskurse im Aufnahmebereich mit Ausnahme der Orientalism-These einen Konflikt fort, der im Referenzbereich angelegt ist“ (S. 140).

Nach der umfangreichen „diskursiven Verortung“ konzentriert sich Rauchstein auf Michaelis' Schriften zur Orientalistik. Mit den Abhandlungen *Beurtheilung der Mittel, welche man anwendet, die ausgestorbene Hebräische Sprache zu verstehen* (1757) sowie *Beantwortung der Frage von dem Einfluß der Meinungen in die Sprache und der Sprache in die Meinungen* (1758) wertet sie in dem Kapitel *Ex oriente lux* zwei historische Quellen aus, die nach bisherigem Forschungsstand wenig Resonanz erfahren haben. Anhand der *Beurtheilungs*-Schrift verdeutlicht Rauchstein, welche Bedeutung die sprachgeschichtlichen Studien für Michaelis eingenommen hätten. Mithilfe des Arabischen erhoffte der Göttinger Theologe, die Struktur der „ausgestorbenen“ hebräischen Sprache besser verstehen zu können. Dass sich Michaelis allgemein mit sprachphilosophischen Fragen auseinandergesetzt hatte, erläutert Rauchstein in dem Kapitel zur *Beantwortungs*-Schrift. Mit Recht verortet sie diese im Kontext der 1759 von der *Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften* initiierten sprachtheoretischen Preisaufgabe. Michaelis beklagt sich in dieser Abhandlung über den Überfluss von lateinischen Fachausdrücken und plädiert für die Einführung des Deutschen als Wissenschaftssprache. In diesen beiden Unterkapiteln liefert Rauchstein, ohne es hervorzuheben, die Belege für ein Ziel ihrer Arbeit, die von Fück aufgestellte „Verunglimpfung-These“ zu dementieren. Mit seiner Methode, die Onto- und Phylogenese der Sprachgeschichte zu betrachten, bewegte sich Michaelis im naturgeschichtlichen Diskurs der Aufklärungszeit, die ihm die analoge Betrachtung der arabischen und der hebräischen Sprache erlaubte. Indirekt enthielt eine säkulare Untersuchung der Bibel zugleich eine Stoßrichtung gegen eine lutherische Dogmatik, die vom Primat des geschriebenen Worts ausging.

Zur empirischen Fundierung seiner Exegese arabischer Schriften plante der Theologie eine Expedition in den Orient, die der dänische Außenminister Andreas Peter Graf von Bernstorff (1735–1797) unterstützte. Ein Motiv dieser Reise war, wie Rauchstein schildert, die „Textkritik der Bibel“ (S. 175). Von der Expedition erhoffte sich Michaelis sowohl Erkenntnisse über die 'semitischen' Sprachen als auch über die Naturgeschichte der Pflanzen, die in der Bibel erwähnt werden. Für die Expeditionsmitglieder verfasste er einen Fragenkatalog, in der er u.a. die Süßwasser-Beschaffenheit des Roten Meeres zum besseren Verständnis des Alten Testaments studieren wollte. Zudem interessierte sich Michaelis für die Auswirkungen der klimatischen Verhältnisse des Orients auf das Nahrungs- und Sexualverhalten der arabischen Einwohner, von dem er sich Rückschlüsse auf die Gebote des Pentateuchs erhoffte. Am Ende scheiterte jedoch die Expedition in den Nahen Osten an

den Erkrankungen ihrer Teilnehmer. Mit Ausnahme des Mathematikers Carsten Niebuhr (1733–1815), der aufgrund fehlender Arabisch-Kenntnisse wenig zu den philologischen Forschungen beitragen konnte, kehrten die Teilnehmer nicht in ihre Heimat zurück. Unabhängig von dem unglücklichen Ausgang dieser Expedition erweisen sich der Fragenkatalog sowie die Instruktionen, wie sich die Reisenden im Orient zu verhalten hätten, als eine bedeutsame Quelle für das orientalistische Verständnis von Michaelis. Dabei erweist sich auch die These der Autorin als überzeugend, dass er mit der Expedition in den Orient einen „Zugang zur eigenen Vergangenheit“ (S. 209) erhoffte, indem er die arabische Bevölkerung als Spiegel der israelitischen ansah.

In dem letzten Kapitel ihrer Arbeit *Super Orientem Lux* setzt sich Rauchstein mit den religiösen Konsequenzen Studien zur Orientalistik bei Michaelis auseinander. Quellentreu veranschaulicht sie anhand der *Abhandlung über den Arabischen Geschmack* (1777), wie Michaelis die Zeit vor der Niederschrift des Korans als Blütezeit des Geschmacks angesehen habe. Die arabische Bevölkerung beschrieb er hingegen „als über Erfahrung arm, gastfreundlich, ob einer ausgeprägten Rachgier aber als höchst gefährlich“ (S. 237). In einer Rezension zu einer Koran-Übersetzung bescheinigte Michaelis, dass der „Koran vor allem aus philosophischen Gründen eine ausführliche Betrachtung verdiene“ (S. 220). Immerhin gehöre der Islam zu den Naturreligionen und enthalte Gebote, die für die arabische Bevölkerung insgesamt nützlich seien. Jedoch dementiert Michaelis die Göttlichkeit des Propheten Mohammed, der auch dogmatische Interessen verfolgt habe. Sowohl den Koran als auch die Bibel prüfte er auf ihre Triftigkeit. Laut Rauchstein stellte Michaelis die Zugehörigkeit der einzelnen Bücher der Bibel zwar in Frage, wies der Heiligen Schrift als Ganzes jedoch das „Prädikat ‚göttlich‘“ (S. 232) zu. Nicht unbehelligt lässt sie dabei auch das „Juden“-Bild des Göttinger Theologen. Rauchsteins Auffassung nach zeigen sich Michaelis‘ antijüdische Stereotype in dessen Rezension zu Lessings Lustspiel *Die Juden* sowie an der zu der Abhandlung *Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden* von Christian Wilhelm Dohm (1751–1820), in denen die antijüdischen Stereotype deutlich werde. Beide Unterkapitel sind – unter Verweis auf die Monographie: *Judenfeindschaft im Zeitalter der Aufklärung*. Eine Studie zur Vorgeschichte des modernen Antisemitismus am Beispiel des Göttinger Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis (1717–1791) von Anna Ruth-Löwenbrück – relativ kurz gehalten. Aber es wäre im Sinne ihrer Argumentation gewesen, wenn Rauchstein auf die orientalistischen Topoi vor allem in dessen Dohm-Rezension eingegangen wäre. Immerhin äußert Michaelis in ihr die Hoffnung, dass die Juden – die er als „südliches Volk“ bezeichnet – nach Palästina auswandern würden, und schwadroniert über den Wunsch, sie auf Zuckerplantagen in den Kolonien der Südseeinseln arbeiten zu lassen. Der Autorin sind diese Äußerungen auch bewusst, wenn sie die Argumente von Jonathan M. Hess, der in dem Göttinger Theologen einen Impulsgeber des modernen Antisemitismus zu erkennen meint, zu entkräften versucht. Immerhin hatte Michaelis die jüdische Bevölkerung, wie es Rauchstein auch zugibt, als „Staatsfeinde“ (S. 252) angesehen.

Vordergründig plädierte Michaelis mit seiner Dohm-Rezension gegen die rechtliche Emanzipation der Juden im Staatswesen, was nicht nur eine religiöse, sondern vor allem eine politisch motivierte Forderung war.

In ihrem Schlussurteil bekräftigt Rauchstein ihre zentrale These, dass Michaelis zu den umstrittenen Autoren seiner Zeit gehörte und dass die Orientalistik des 18. Jahrhunderts einer Transformation unterlegen gewesen sei. Mit Michaelis' sprachtheoretischen Abhandlungen liefert Rauchstein vor allem genügend Primärquellen, um spätere Legendenbildungen zu entkräften. Der Göttinger Theologe zeigte sich in ihnen als Vertreter der Aufklärungstheorie, der vom geschichtsphilosophischen Diskurs seiner Zeit beeinflusst worden war. Zusammenfassend betrachtet beruht der Wert von Rauchsteins Arbeit auf der Wiederentdeckung von bisher unzureichend beachteten Michaelis' Schriften, die akribisch ausgewertet werden. Mit ihrer Entscheidung jedoch, diese Abhandlungen mithilfe der Transformationstheorie zu untersuchen, wertet sie Debatten aus der Rezeptionsgeschichte auf. Jedoch stellt sich die Frage, welche Vorzüge dieses Verfahren gegenüber traditionellen diskurs- und rezeptionsgeschichtlichen Zugängen zur Orientalistik hat. Insgesamt liefert Rauchstein mit ihrer Arbeit wichtige Impulse, um der ideen- und wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung des Göttinger Theologen weiter nachzugehen.

*Martin Schippan, Berlin*



Kraus, Hans-Christof/Kroll, Frank-Lothar: Historiker und Archivar im Dienste Preußens. Festschrift für Jürgen Kloosterhuis, 656 S., Duncker & Humblot: Berlin 2015, 139,90€.

*Rezensiert von Ingo Löppenber*

Einen Menschen zu ehren ist ein Privileg. Die Art und Weise in der diese Ehrung durchgeführt wird, ist bereits eine deutliche Aussage über die zu ehrende Person selbst. In der wissenschaftlichen Welt ist die dominierende Form neben einer Auszeichnung mit einem Preis die Veröffentlichung einer Festschrift, sei es zum Ausscheiden aus dem Dienst oder zu späteren, runden Geburtstagen, meist ab dem Sechzigsten. Das hier zu besprechende Werk ist genau solch eine Ehrung. Eine Festschrift sollte in seiner Gestaltung die Persönlichkeit des Forschers widerspiegeln. Sie sollte thematisch was ihre Beiträge betrifft das Œuvre der Person darstellen, historisieren und im günstigen Fall erweitern. Dabei ist letzteres nicht einfach, geraten doch Festschriften häufig zu Sammelbecken alter wissenschaftlicher Überbleibsel, welche sich noch in den Schubladen der Beiträger fanden oder es sind handwerklich schnell verfasste Aufsätze, die weder dem Autor noch dem Ehrenden angemessen sind. Im vorliegenden Falle gilt dies aber für keinen der insgesamt 28 Beiträge, von denen etliche von renommierten Fachleuten verfasst wurden.

Jürgen Kloosterhuis feierte 2015 seinen 65. Geburtstag. Der gebürtige Coburger war seit 1996 Direktor des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, dem „Gedächtnis Preußens“ (S. IX), und damit Vorsteher eines „historischen Wissensspeicher[s]“ (S. XI), welchen Kloosterhuis modernisiert und in ein veritables Zentrum für Forschungsdienstleistungen umgewandelt hat. Seit 2017 ist er im Ruhestand. Die neuere Preußenforschung wäre ohne diese Aktivitäten undenkbar, wie das Geleitwort von Hermann Parzinger verdeutlicht. Frank-Lothar Kroll zeichnet zunächst den Lebensweg und das Lebenswerk des Jubilars eng geknüpft an seinen Veröffentlichungen nach. Schwerpunkte dessen waren die preußische Geschichte und hier die Person Wilhelms I., die Militärgeschichte, wo er die „Sozialmilitarisierungsthese“ von Otto Büsch nah an den Quellen widerlegte, die westfälische Landesgeschichte, die Studenten- und Korporationsgeschichte und das Archivwesen. Insgesamt 158 Schriften listet hierzu das von Mario H. Müller erstellte Verzeichnis auf. Kurzbiographie und Schriftenverzeichnis klammern den Band, sein Inhalt und sein Aufbau aber werden durch die Forschungsgebiete von Kloosterhuis bestimmt. Überhaupt bemühen sich die Autoren immer wieder, das Werk des Geehrten in ihren Artikeln widerzuspiegeln und auf ihn zu verweisen. Auch persönliche Anekdoten kommen vor und die Dankbarkeit der Autoren gegenüber Kloosterhuis schimmert immer wieder durch die Zeilen. Ergänzt wird dieses sympathische Bild durch das Foto ganz zu Beginn der Festschrift. Es zeigt nämlich nicht nur Jürgen Kloosterhuis, sondern auch seine Frau Elisabeth, die ebenfalls als Historikerin tätig ist. Dass hinter vielen wissenschaftlichen Lebensläufen auch eine unterstützende Familie steht und so das forschende Werk begleitet, ist hiermit bildlich zum Ausdruck gebracht worden.

Den ersten Abschnitt machen verschiedene Aufsätze aus, welche unter der Rubrik „Brandenburg, Preußen und Deutschland“ zusammengefasst wurden. Hier finden sich nun einerseits lehrreiche Untersuchungen, die sich im Themenfeld Preußen als Kulturstaat verorten lassen. Wolfgang Neugebauer behandelt in „Historische Anmerkungen über das Fußnotenmachen“ eine wichtige Technik der historischen Forschung. Ohne Angabe der Quellen in Fußnoten ist die moderne Geschichtswissenschaft kaum denkbar. Gerade hier verweist schließlich häufig ein wissenschaftlicher Historiker in seinem Buch auf ein Archiv. Neugebauer erklärt nicht nur die Hintergründe dieser Praxis, sondern veröffentlicht mit dem Schriftstück „Archivzugang Leopold Rankes. Vereidigung“ einen Text, der auf die archivalische Zensurpraxis im preußischen Archivwesen verweist. Helmut Börsch-Supan widmet sich „Nichtdeutsche[n] Maler[n] in Berliner Ausstellungen und Privatsammlungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Er betont die Bedeutung der Ankäufe durch das Königshaus für den Kunstmarkt, welches sich aber auf einheimische Künstler konzentrierte. Bärbel Holtz gibt im Anschluss ein Lebensbild von Gustav Adolph Tzschoppe. Ihr Ziel ist, diesen „einstiegen prominenten Preußens [...] in das historische Gedächtnis zurückzuholen“. (S. 118) Neben seiner unrühmlichen Rolle in der Demagogen-Verfolgung, betont sie seine Tätigkeit als Direktor des Geheimen Staats- und Kabinettsarchivs, was ihn zu einem weit entfernten Vorgänger von Kloosterhuis macht. Samuel Wittwer schreibt über die orientalische Reise des Prinzen Albrecht von Preußen 1843. Er verfolgt hierbei nicht nur die Reise selbst, sondern auch die Spuren, die ein Kronleuchter als Gastgeschenk in den Akten des Staatsarchives hinterlassen hat. Hans-Christof Kraus skizziert eine Biographie des Königsberger Historikers Otto Krauske, welcher von 1859 bis 1930 lebte. Auffallend sind hier die persönlichen Zweifel, die Krauske immer wieder befielen: „Du verstehst den Ranke, den Gervinus und alle die Schmöker, die du um dich häufst, doch nicht! Du bist so dämlich!“ (S. 225) Werner Vogel informiert über die Entstehung und die Entwicklung der Stiftung Brandenburg von ihrer Gründung 1975 an bis ins Jahr 2015. Den Machtstaat Preußen thematisieren andererseits vier weitere Beiträge der ersten Sektion. Peter Baumgart beschreibt den Einfluss der Oranischen Erbschaft auf die Außenpolitik von Friedrich III./I. Mit der möglichen Oranischen Erbschaft und der Niederländischen Statthalterschaft wird eine Großmachtspolitik Preußens zu Beginn des 18. Jahrhunderts deutlich. Frank Göse erörtert die Städtepolitik von Friedrich Wilhelm I. Er zeigt auf, wie die in der politischen Zentrale getroffenen Entscheidungen zwar auf berichteten Missständen aus den Provinzen fußten, ihre Durchsetzung an den besonderen lokalen Gegebenheit aber oft scheiterten. Paul Widmer widmet sich der Neuenburger Affäre und der Rolle, die Bismarck in ihr spielte. Winfried Baumgart wiederum stellt in seinem Beitrag den Briefwechsel von Heinrich VII. Prinz Reuß vor, der „Elitediplomat“ (S. 183) unter Bismarck und Caprivi war. Es handelt sich hierbei um eine alternative Fassung seiner Einleitung für die von James Stone und ihm herausgegebene Korrespondenz des Botschafters.

Den zweiten Abschnitt bilden drei Aufsätze unter der Überschrift „Westfalen und die preußischen Westprovinzen“. Hans-Joachim Behr untersucht anhand des Kontingents der Grafschaft Rietberg das kleinstaatliche Militärwesen in Westfalen.



Als Bestandteil des Niederrheinisch-Westfälischen Reichskreises musste Rietberg dem Reichsheer ein Kontingent stellen. Behr skizziert den Umfang und die Einsätze des Kontingents von 1521 bis 1808. Leopold Schütte widmet sich den eher unbekannteren Papieren aus dem umfangreichen Nachlass Emmanuel de Croÿ. Wilfried Reininghaus verdeutlicht mit dem Historischen Taschenbuch für Minden-Ravensberg 1767/68 die beginnende staatliche Statistik Preußens. Er verweist damit auf ein zuletzt stark angestiegenes Interesse an der frühen Statistik, der Gründung von Statistischen Büros und der frühen Nutzbarmachung und Erhebung von Daten.

Der dritte Abschnitt unter der Überschrift „Militär und Politik“ wird begonnen von Hendrick Thoß und seiner spannenden Untersuchung über das Verhältnis von Militär und Sport. Thoß zeigt nicht nur auf, wie das deutsche Turnen sich in Preußen verbreitete, besonders in der Ausbildung im Militärdienst, sondern auch, dass es in Konkurrenz zur schwedischen Gymnastik stand. Bernhard R. Kroener widmet sich der französischen Militäraufklärung in Preußen 1763 bis 1792. Er verweist auf die Bedeutung des Reisens, des „Manövertourismus“ nach Preußen, hin und skizziert viele Forschungslücken für die Spionage- und Militärgeschichte. Manfred und Ursula Wolf wagen ein Experiment mit ihrem fiktiven Brief von Villeneuve an Napoleon. Kurt Düwell untersucht die Kritik von Edgar Stern-Rubarth an der deutschen Propaganda während des Ersten Weltkriegs, womit er an die Dissertation von Kloosterhuis über die deutsche auswärtige Kulturpolitik anknüpft.

Der vierte Abschnitt „Studentengeschichte“ umfasst nur zwei Abhandlungen. Matthias Stickler behandelt das Studentische Verbindungswesen an der Universität Königsberg im 19. und 20. Jahrhundert. Ihm geht es besonders darum, dass die Archivalien der Universität Königsberg in Allenstein/Olsztyn für die Forschung erschlossen werden. Seinem Hinweis auf die Bedeutung der Studenten- und Burschenschaftsgeschichte für die moderne Universitätsgeschichte jenseits von Instituten und Professoren ist nur zu zustimmen. Harald Lönnecker wiederum beschreibt passend zum Jubilar die Verbindungen zwischen Studentenschaften und Archivaren. Anhand der Biographie von Paul Wentzcke verdeutlicht er das enge Beziehungs- und Forschungsnetzwerk zwischen Burschenschaften und Fachverbände von Archivaren, welches sich seit den 1920er Jahren herausbildete.

Der letzte Abschnitt ist ganz dem Archivwesen und der Archivwissenschaft verpflichtet. Ludwig Biewer beschreibt den Fürsten Herzog Ernst Bogislaw von Croy als Heraldiker. Dem Herzog ging es dabei sowohl um die Erforschung der eigenen Dynastie als auch der Landschaft Pommern. Der von ihm der Universität gestiftete Croy-Teppich ist noch heute im Landesmuseum Vorpommern in Greifswald zu bewundern. Michael Hochedlinger berichtet über die „Aktenbeute“ durch das österreichische Militär, die es nach der verlorenen Schlacht in Landshut und Glatz 1760 gemacht hatte. Heute lagert die Kriegsbeute im Österreichischen Staatsarchiv Wien. Hochedlinger gibt nicht nur eine Entstehungsgeschichte dieses Konvoluts, sondern liefert auch eine interessante Benutzungsgeschichte des Bestandes. Hochedlinger listet 489 Kabinettsordres, Billets und anderes aus der Hand Friedrich II. auf. Klaus Neitmann beschreibt die Gründung der Historischen Kommission in der Mark Brandenburg. Viele Historische Kommissionen, wie die Historische Kommission für Westfalen, entstanden um 1900 aus historischen Vereinen heraus

und gaben der Geschichtswissenschaft bedeutende Impulse in der Quellensammlung und Edition. Die Untersuchung von Martin Munke befasst sich mit den Bemühungen von Johannes Papritz um die Wiedereröffnung der Publikationsstelle Berlin-Dahlem, welche sich im Zweiten Weltkrieg der „Ostforschung“ gewidmet hatte. Eine rührende Innenansicht des Geheimen Staatsarchiv von 1970 bis 1983 gibt der langjährige Mitarbeiter daselbst Eckhart Henning. Ulricke Höroldt beschreibt das Spannungsverhältnis zwischen staatlichen und kommunalen Interessen anhand der Archivberatungsstelle für die preußische Provinz Sachsen. Diese Beratungsstelle hatte die Aufgabe, sich um das nicht-staatliche Archivgut zu kümmern, eine für die historische Forschung immanently wichtigen Quellenart. Ganz der Archivwissenschaft hingegen widmet sich Angelika Menne-Haritz, die kenntnisreich über die Konzepte Provenienz und Emergenz bei Adolf Brenneke schreibt. Letztendlich zeigt sie auf, vor welchen Herausforderungen ein modernes Archiv im Angesicht der anschwellenden Datenflut steht.

Der Band bietet eine Fülle von Anknüpfungspunkten. Für Forscher aus dem Bereich der Militär- und Sportgeschichte, für Laien und Kenner des preußischen Kulturstaats, für historisch Interessierte und forschende Archivare finden sich neue Ideen, Hinweise auf Quellen, nachzulesende Literatur und eine Fülle an Anregungen, die den Band zu einem würdigen Denkmal für den Geehrten werden lassen und zu einem Vorbild für vergleichbare Festschriften. Nur wenige andere Festschriften erreichen dieses hohe Maß an Qualität.

*Ingo Löppenber, Osnabrück*



Michael Gehler: Europa. Ideen – Institutionen – Vereinigung – Zusammenhalt, 1318 S., Ill. und Karten, 3. überarbeitete und erweiterte Auflage, Lau Verlag: Reinbek 2018, 48,00€.

*Rezensiert von Thomas Jansen*

Es ist ein mutiges Unterfangen: die Geschichte Europas von der Antike bis zur Gegenwart darzustellen und dabei die Ursprünge und die Charakteristika des Europa-Gedankens aufzudecken und dann auch noch die Geschichte der europäischen Integration seit dem Zweiten Weltkrieg nachzuzeichnen und zu erklären. Das ist dem Autor gelungen. In seinem neuesten Buch „Europa. Ideen – Institutionen – Vereinigung – Zusammenhalt“ gelingt Michael Gehler, der an der Universität Hildesheim Geschichte lehrt, aber noch sehr viel mehr. Denn in seinem voluminösen Werk vereint er auf originelle Weise im Grunde mehrere Bücher. Oder sagen wir besser: in mehreren Anläufen nähert er sich seinem großen Thema und behandelt dabei nahezu alle relevanten Fragen, die sich uns heute stellen, wenn wir wissen wollen, was Europa ausmacht und was es zusammen hält.

In einem ersten Anlauf (S. 19–88) werden unter der Überschrift „Ursprünge und Charakteristika“ in mehr oder weniger kurzen Betrachtungen die einzelnen Elemente geistes-, ideen-, mentalitäts- und kulturgeschichtlicher Art behandelt, die sich zu unserem Verständnis von Europa zusammenfügen.

Im zweiten Anlauf (S. 90–204) folgen Darstellung und Erörterung der „historischen Europa-Ideen im Spannungsfeld von Anspruch, Vision und Wirklichkeit“. Auch hier wird der Bogen weit gespannt – vom Mittelalter bis zur Neuzeit, von Dante Alighieri bis Jean Monnet. Dabei geht es jedoch nicht nur um die Überlegungen und Pläne, einzelner hervorragender Denker und um den Einfluss, den ihre Anstöße ausgelöst haben, sondern auch um konkrete Verwirklichungen, um Initiativen und Bewegungen, die auf eine Einigung Europas oder die Zusammenfassung von Teilen des Kontinents abzielten oder beispielhaft eine solche Einigung und Integration vorwegnahmen. Die einzelnen Fälle werden jeweils in ihrem politischen oder historischen Kontext vorgestellt. Dabei kommt das Biografische, das dem Leser die Protagonisten und die Umstände ihrer Zeit nahebringt, nicht zu kurz. Auf diese Weise wird die ebenso dynamische wie komplexe Entwicklung des Kontinent und seiner Strukturen zum Vorschein gebracht.

Der dritte Anlauf (S. 207–614), der den Hauptteil des Buches umfasst, führt schließlich zur Geschichte der Einigung und Integration in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und zeichnet die Entwicklung seit den 40er Jahren des vorigen bis in die ersten Jahrzehnte des 21. Jahrhunderts nach: „Der Weg vom Europa der Institutionen zur Vereinigung des Kontinents.“ Das war kein gerader Weg. Denn ein wesentlicher Teil dieser Einigung bestand in der Überwindung der Spaltungen, denen Europa unterlag: die Aufspaltung in traditionell verfeindete Nationalstaaten wie besonders die Spaltung in zwei antagonistische, unversöhnliche Gesellschafts- und Staatensysteme.

Der Autor versteht es, die Ereignisse und die Entwicklung auf den verschiedenen Handlungsebenen mit all ihren Widersprüchen und Wendungen in ein bewegtes Narrativ zusammen zu fassen; er bereichert seine Darstellung mit der Wiedergabe der verschiedenen Deutungen und Wertungen bestimmter Weichenstellungen und Entscheidungen durch zeitgenössische Akteure und Beobachter. Dadurch entsteht eine facettenreiche Erzählung, die den Leser an den Kontroversen teilnehmen lässt.

Dieser Ansatz spielt auch im vierten Anlauf unter dem Titel „Die EU im 21. Jahrhundert – Zukunftsperspektiven mit Blick auf eine europäische Identitätsfindung“ (S. 607–640) eine Rolle. Aber indem hier die Europäische Union und ihr politisches System als Ergebnis der vorhergehenden Entwicklung in den Fokus rücken, verändert sich die Betrachtungsweise und wird politologisch. Jetzt geht es nicht mehr in erster Linie um die Erzählung, sondern vielmehr um Erklärung. Um der großen Komplexität der Entwicklung und der großen Zahl an relevanten Tendenzen sowie der vielen Deutungen aus Wissenschaft und Publizistik einigermaßen gerecht zu werden, setzt sich der Autor in einem ausführlichen analytischen Exkurs mit Fragen der Begriffsbildung und der Deutung des Phänomens „Europäische Union“ auseinander.

Im fünften Anlauf (S. 643–657) wird unter dem Titel „Triumph einer Trias: Ideen – Institutionen – Vereinigung“ der in den vorausgegangenen Anläufen durchmessene Weg bestätigt, der gewählte Ansatz bekräftigt und eine insgesamt positive Bilanz der Entwicklung der europäischen Einigung gezogen.

Im sechsten Anlauf wird „Die Europäische Union in Zeichen einer mehrdimensionalen Komplexitätskrise der Gegenwart“ (S. 661–812) beschrieben und analysiert. Die Darstellung der einzelnen, ineinander verwobenen und sich gegenseitig verschärfenden, mehr oder weniger gleichzeitigen Krisen des Jahrzehnts zwischen 2007 und 2017, und der Bemühungen, mit ihnen fertig zu werden, schließt auch die im dritten Anlauf breit entfaltete Erzählung der Geschichte der Europäischen Gemeinschaft/Union ab.

Vor diesem Hintergrund erfolgen im siebten Anlauf die Interpretationen, Deutungen und Erklärungen der „Ideen – Institutionen – Europäisierung: Garantien für den EU-Zusammenhalt“ (S. 828–890). Das geschieht in einem Versuch des erschöpfenden Zugriffs auf die wissenschaftliche Literatur und die politische Publizistik. Dabei besteht allerdings die Gefahr, dass der Ehrgeiz, alles zu erklären, zu einer gewissen Verdunkelung des Wesentlichen führt. Gewiss treffen alle die vom Autor und den vielen zitierten Gewährsleuten benannten Gründe zu, die zugunsten einer wirtschaftlichen und politischen Integration Europas wirksam waren. Aber spielten nicht auch in entscheidender Weise die dem Integrationsprozess selbst innewohnende Dynamik eine Rolle, die im Sinne einer von Walter Hallstein so benannten „Sachlogik“ vorwärts drängte? Einmal in Gang gesetzt durch den politischen Mut und die Weitsicht von Robert Schuman, verlangte dieser Prozess, der genialen Konzeption von Jean Monnet folgend, immer wieder nach seiner Fortsetzung oder nach seiner Ausdehnung auf andere Bereiche; diese Erweiterung erfolgte nicht automatisch, sondern war nach Maßgabe des politischen Willens der am Prozess Beteiligten zu entscheiden und zu gestalten.

Und was die Beteiligten betrifft, so wird dem Anteil der zivilgesellschaftlichen und demokratischen Kräfte in diesem Prozess offensichtlich allzu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Für das Gelingen des europäischen Einigungsprojekts war der Beitrag der transnationalen Europäischen Bewegung unverzichtbar; seit dem Haager Kongress von 1948 hat die Europäische Bewegung immer wieder wesentliche inhaltliche, auch vermittelnde Anstöße gegeben. Vor allem aber hat sie das Engagement der Zivilgesellschaft zugunsten einer systematischen, fortschreitenden Einigungspolitik länderübergreifend und nachhaltig gesichert. Nicht erst mit der sympathischen Initiative „Pulse of Europe“ hat es, wie der Autor suggeriert (S. 861), eine zivilgesellschaftliche Teilhabe am europäischen Einigungsprozess gegeben!

Die wissenschaftliche und schriftstellerische Leistung, die hinter diesem gewichtigen Werk steht, ist beachtlich. Es entstand ein großes Lesebuch, das aber auch ein Handbuch und ein Lehrbuch ist: das auffächernde Inhaltsverzeichnis erlaubt dem Interessierten die seine spezifischen Fragen betreffenden Kapitel oder Unterkapitel aufzuschlagen; Abbildungen, Grafiken, Organigramme und Karikaturen vermitteln willkommenes Anschauungsmaterial. Ein Glossarium bietet präzise Erklärungen zu Begriffen und Institutionen. Kurzum: es handelt sich um ein mutiges und gelungenes Unterfangen!

*Thomas Jansen, Triest*

